Geschäftsführerin Röstel

OLIVER KILLIG / DER SPIEGEL

KARRIEREN

Der Schmerz der Bewegung

Grüne Ex-Vorsitzende haben es schwer: Die Versorgung verdienter Parteileute ist verpönt, ohne Wirtschaftskontakte fallen sie oft ins Nichts. Der Absturz von Spitzenleuten steht in seltsamem Kontrast zum menschenfreundlichen Image der Grünen. *Von Merlind Theile*

Am Telefon sagt Angelika Beer, sie habe aber nicht viel Zeit. Ein schneller Kaffee beim Bahnhof in Neumünster, mehr sei heute nicht drin. Sie ist ja beschäftigt. Beer macht wieder Politik.

Sie wählt ein Bäckereicafé und setzt sich in die Raucherlounge. Beer trägt praktische Kleidung und ihre Igelfrisur, aus der seitlich ein langes Zöpfchen wächst, mit rot-gelb-grünen Fäden. Früher war Beer Chefin einer Regierungspartei, sie jonglierte mit den großen Themen des Weltgeschehens. Nun ist sie Piratin, seit Mai im Kieler Landtag. Beer freut sich über die „politisch geniale Situation“, dass die Piraten-Fraktion in der Mitte des Plenums sitzt, wenigstens nicht schlechter als die Grünen. Als Abgeordnete kümmert sie sich nun um Regionales, Abfallwirtschaft, Fischerei.

Es ist jetzt alles etwas kleiner als früher.

Beer, 55, war mal Vorsitzende der Grünen, in der wichtigen Zeit, als Rot-Grün die Macht in den Händen hielt. Wenn Bundeskanzler Gerhard Schröder und Außenminister Joschka Fischer im Koalitionsausschuss die Geschicke des Landes verhandelten, saß Beer mit am Tisch. Dann kam der Bruch mit ihrer Partei.

Wie viele Führungsleute der Grünen erlebte Beer, wie radikal sich die Partei von ihrem Spitzenpersonal abwendet, wenn es nicht mehr gebraucht wird. Grüne Funktionsträger fallen nach dem Abtritt tief, tiefer als in anderen Parteien. Die Idee, verdiente Spitzenleute nach dem Rückzug aufzufangen, ist den Grünen fremd.

Als Antiparteien-Partei verteufelten die Grünen von Beginn an die Bräuche der Etablierten, bei denen loyale Leute stets ein warmes Plätzchen fanden. Die Grünen wollten anders sein. Bei ihnen sollte es um die Sache gehen. Das bedeutete auch, dass sie ihr Führungspersonal ungerührt entsorgten. Angelika Beer spürte das ebenso wie Ludger Volmer

Autor Volmer

CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL

Piratin Beer

HC PLAMBECK / DER SPIEGEL

und Gunda Röstel, beide Vorsitzende in den neunziger Jahren. Beer hasste darauf die Grünen und ging zur Konkurrenz. Volmer hasste die Grünen und blieb in ihrem Bann. Röstel hasste die Grünen nicht, sie hakte sie ab und fing in der Wirtschaft an.

Was Beer, Volmer und Röstel erlebten, ist ein Vorgriff auf das, was in allen Parteien ansteht. Etwas ändert sich in ihrer Kultur. Die Piraten werden auch deshalb so bejubelt, weil sie mit dem Kungelsystem radikal brechen wollen; ihre Führungsleute sollen nicht mal Geld bekommen, niemand soll abhängig sein von Posten in der Partei. Und die Ungerührtheit, mit der Angela Merkel kürzlich ihren Umweltminister Norbert Röttgen schasste, zeigt, dass auch die Union kein Belohnungs- und Fürsorgeverein mehr ist wie noch zu Zeiten Helmut Kohls.

„Kultur der Nachsorge? Pffff." Angelika Beer pustet Zigarettenqualm in die Luft. „Ich hab die Partei 1980 mitgegründet. Aber Dankbarkeit braucht man bei den Grünen nicht zu erwarten. War ein schmerzhafter Prozess, mich von denen zu verabschieden."

Wie die meisten Gründungsmitglieder stritt Beer ursprünglich für den Pazifismus. 1987 zog sie mit dieser Haltung in den Bundestag ein, 1994 wurde sie verteidigungspolitische Sprecherin der Fraktion. Als die Grünen sich 1999 in der Bundesregierung zum Nato-Einsatz im Kosovo verhalten mussten, spiegelte sich in Beer der Zwiespalt der ganzen Partei.

Beer rang sich dazu durch, den Krieg mitzutragen. Fortan galt sie linken Parteifreunden als Verräterin, sie erhielt Morddrohungen. Ende 2002 übernahm Beer gemeinsam mit Reinhard Bütikofer die Parteiführung, aber die Stimmung wendete sich immer stärker gegen sie, auch wegen ihrer Beziehung zu einem Bundeswehroffizier, den sie 2003 heiratete. Im folgenden Jahr verdrängte Claudia Roth sie von der Spitze. Ein Bundestagsmandat hatte Beer da schon nicht mehr. Sie rettete sich noch für eine Legislaturperiode ins EU-Parlament, aber für die Wahl 2009 wurde sie auch hier nicht mehr aufgestellt. Im März 2009 erklärte sie unter Tränen ihren Austritt aus der Partei.

„Ich hatte das Gefühl, dass ich gar nicht mehr das Recht habe, selbst zu entscheiden, ob ich austrete oder nicht", sagt Beer. In ihren Worten klingt die Härte nach, die jemand spürt, der sein Leben der Politik verschrieben hatte und dann ausgespuckt wurde von der Partei.

Die Unerbittlichkeit, mit der die Grünen ihre Spitzenleute abservieren, steht in merkwürdigem Kontrast zu ihrem menschenfreundlichen Image. In Westdeutschland erwuchs die Partei aus einem Glaubenskrieg, Jung gegen Alt, 68er gegen Nazis, das hieß auch: Gut gegen Böse. Das grüne Milieu stand für Frieden, Gleichberechtigung und Umweltschutz. Moralisch sah man sich stets auf der richtigen Seite.

Die Identifikation mit der Bewegung war hoch, das Private war politisch. Das gesellschaftliche Projekt, das schließlich in der Gründung der Grünen gipfelte, war auch aufgeladen mit Emotionen, das erklärt den Hass der Geschassten. Sie verloren nicht bloß irgendeine Vereinsmitgliedschaft. Sie verloren ihre ideologische Heimat. Doch wenn das grüne Gegenmodell zur tradierten Ordnung nicht mehr Halt gibt – was ist es dann?

Angelika Beer hat sich fürs Weiteroponieren entschieden. Sie ging einfach zur nächsten Protestbewegung, im Herbst 2009 trat sie den Piraten bei. Für Ludger Volmer, 60, ist die Sache schwieriger.

„Ich bin jetzt Flaneur", sagt Volmer. Er sitzt in einem Straßencafé am Berliner Ku'damm in der Nähe seiner Wohnung. Volmer sagt, er reise viel, zuletzt zwei Monate lang quer durch Südamerika. Ferner berät er Unternehmen „in politischen Angelegenheiten" und gibt ein Hauptseminar am Berliner Otto-Suhr-Institut. Einer seiner Aufsätze behandelt den Kosovo-Krieg. Volmer sagt, der Artikel zirkuliere unter seinen serbischen Studenten und in deren Heimat. „Meine Studenten sagen mir, dass dort zum ersten Mal verbreitet werde, was die deutschen Motive waren", sagt Volmer. Er ist also weiterhin wichtig, als Aufklärer, Geschichtsschreiber.

So sieht er auch seine Rolle bei den Grünen. Glaubt man Volmers Darstellung, möchte er mit seiner Partei eigentlich nichts mehr zu tun haben, aber die anderen holten ihn ja immer wieder zurück. Irgendwann gab es diese Anfrage eines Verlags an den Ex-Parteichef und Ex-Staatsminister Volmer, zum 30-jährigen Bestehen im Jahr 2010 doch ein Buch über die Grünen zu schreiben, schließlich hatte er sie mitgegründet, wie Angelika Beer. Ein Buch. Volmer konnte nicht nein sagen. Es wurde eine Abrechnung.

Die Grünen drohten zu einer bloßen „Funktionspartei" herabzusinken, schrieb Volmer, zu einer Art „FDP mit menschlichem Antlitz". Wobei es mit der Menschlichkeit in Wahrheit nicht so weit her sei: „In der Praxis wurden viele Grüne intern zu Meistern in der Kunst der Intrige, im Wettmobben, Fallenstellen und Hutnadeln-in-den-Rücken-Stechen."

Volmer hat das offenbar so erlebt. Von 1991 bis 1994 war er Parteichef, unter

Joschka Fischer diente er von 1998 bis 2002 als Staatsminister im Auswärtigen Amt. Drei Jahre später beendete die Visa-Affäre seine politische Karriere. Der Erlass, der Fischer damals fast das Amt gekostet hätte, trug Volmers Namen.

Der eingesetzte Untersuchungsausschuss schrieb ihm zwar kein Verschulden zu, trotzdem blieb die Sache an ihm hängen. Ludger Volmer sagt, Parteifreunde aus seinem Landesverband hätten die Lage sofort zu ihren Gunsten ausgenutzt und ihn abgedrängt. Zur Bundestagswahl 2005 habe er aufgrund dieser mangelnden Solidarität nicht mehr antreten wollen.

BERND SETTNIK / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Parteivorsitzende Beer, Bütikofer 2004: *Die Bräuche der Etablierten verteufelt*

„Die Grünen haben weder Stil noch Kultur", sagt Volmer. Das sei eine Folge von 68. „Wir haben die gesamten bürgerlichen Werte zerschlagen: Höflichkeit, Anstand, Tradition. Aber an die Stelle der verachteten Bürgerlichkeit haben wir nichts Neues gesetzt." Im Grunde seien die Grünen egoistische Individualisten, ihr Aufstiegsstreben sei bloß gut kaschiert. „Bei uns heißt das dann Demokratie und Menschenrechte."

Es ist durchaus ein Verdienst der Grünen, das System der Ämterpatronage hinterfragt zu haben. Wer verdiente Parteifreunde mit Posten versorgt, droht den Staat auszubeuten. Doch die Gewissheit, bei einer Partei über die momentane Funktion hinaus aufgehoben zu sein, schafft auch Verlässlichkeit.

In der Arbeitswelt kann jeder Angestellte gegen seine Kündigung vor Gericht ziehen. Ein geschasster Parteichef kann das nicht. Die Angst, schnell ins Nichts stürzen zu können, schreckt viele vom politischen Engagement ab oder lässt sie erst recht an Parteiämtern kleben – gerade auch Angehörige des grünen Milieus, die aufgrund ihres Werdegangs selten in eine erfolgreiche Firma oder Anwaltskanzlei zurückkehren können.

Ludger Volmer hat Sozialwissenschaften, Pädagogik und Philosophie studiert. Er sagt: „Es gab in meinem Leben nichts, was ich besser gekonnt hätte als grüne Politik." Es ist ein bitterer Satz für jemanden, der sich schon mit Anfang fünfzig zum Rückzug gezwungen sah. Volmers Glück ist, dass er von seinen Altersbezügen als Abgeordneter und Staatsminister gut leben kann.

Gunda Röstel, 50, fiel nicht so weich. Von 1996 bis 2000 stand sie neben Jürgen Trittin und später Antje Radcke den Grünen vor, aber sie sammelte nie Versorgungsansprüche in einem Parlament. Weil die Grünen mit ihr als Spitzenkandidatin bei der sächsischen Landtagswahl 1999 nur 2,6 Prozent holten, zog sich Röstel im folgenden Jahr aus der Parteiführung zurück. Und stand erst mal vor dem Nichts.

„Mir war klar, dass ich was ganz Neues machen muss", sagt Röstel. „Als ehemalige Bundesvorsitzende kann man nicht nahtlos zurück in die Kommunalpolitik. Man kommt aus so einer prädestinierten Position, stand jahrelang dauernd vor den Fernsehkameras, es ist dann ja auch eine Distanz da." Grüne Kontakte zur Wirtschaft gab es kaum, andere Jobangebote habe sie fast nur von Lobbyisten bekommen. Röstel zögerte. Als ihr der parteilose Bundeswirtschaftsminister Werner Müller zu einem Posten bei Gelsenwasser riet, griff sie schließlich zu.

Für viele Grüne sei das natürlich ein Kulturbruch gewesen, sagt Röstel. „Einige fragten: Darf die das?" Gelsenwasser gehörte zum Konzern E.on, der im Jahr 2000 vor allem für Atomkraft stand. Röstel rechtfertigte den Wechsel vor sich selbst mit der Begründung, dass Wasser ja eine alternative Energiequelle sei und deshalb gut ins grüne Konzept passe.

Seit zwölf Jahren arbeitet sie in der Branche, inzwischen als Geschäftsführerin der Stadtentwässerung Dresden, 400 Mitarbeiter, rund 80 Millionen Euro Jahresumsatz. An einem Sommernachmittag kommt sie mit Ziehköfferchen und rosafarbenem Hosenanzug ins Berliner Regierungsviertel, sie hat hier Termine, als Wirtschaftsvertreterin. An den Stil der Grünen erinnert bestenfalls noch der lange gewundene Goldohrring, der an ihrem linken Ohrläppchen baumelt.

Ihr altes Politikerleben scheint Röstel kaum zu vermissen, nichts an ihr strahlt Bitterkeit aus. „Ich bin ein pragmatischer Mensch. Ich kann harte Konsequenzen ziehen und komme damit gut klar."

Ihr Abschied von den Grünen, der so viel schmerzfreier ausfiel als der Abschied, den Beer und Volmer erlebten, hängt auch mit ihrer Herkunft zusammen. Röstel ist geboren und aufgewachsen in der DDR. Als sie nach der Wende zu Bündnis 90/Die Grünen stieß, fremdelte sie mit den ideologischen Grabenkämpfen in der Partei. „Diese ganzen hitzigen Debatten der Westdeutschen, zum Beispiel über den Feminismus, konnte ich anfangs überhaupt nicht nachvollziehen", sagt sie. „Ich musste erst lernen, die Grünen zu lieben." Vermutlich schützt diese Distanz, wenn es mit der Politik nicht mehr so gut läuft.

Wie gehen die drei früheren Parteivorsitzenden heute mit den Grünen um? Gibt es Kontakte, eine Aussicht auf Versöhnung oder endgültigen Abschied?

Gunda Röstel sagt, manchmal jucke es sie schon noch in den Fingern, bei der Hochschulpolitik oder der Energiewende. Sie telefoniere hin und wieder mit einigen Grünen, zum Beispiel mit Jürgen Trittin. Aber zurück auf die Parteibühne wolle sie nicht. Das sei vorbei.

Angelika Beer ist den Grünen jetzt wieder ganz nah, im Kieler Landtag sitzt sie fast neben ihnen. Sollte ihr mal langweilig werden bei den Parlamentsdebatten, könnte sie Zettelchen rüberwerfen, Mitgliedsanträge der Piraten vielleicht. Beer sagt, es gebe in ihrer alten Partei viele Wechselinteressenten.

Ludger Volmer hatte sich geschworen, nie wieder ein Treffen der Grünen zu besuchen. Dann kam im Juni 2011 der Sonderparteitag zum Atomausstieg, abgehalten in der Berliner Messe, nahe Volmers Wohnung. Er fand dann für sich einen Kompromiss: hingehen, aber nur ins Foyer, nicht in die Halle. Volmer brauchte schließlich Stoff für sein neues Buch, es soll im nächsten Jahr erscheinen. Thema: die Grünen. ◆